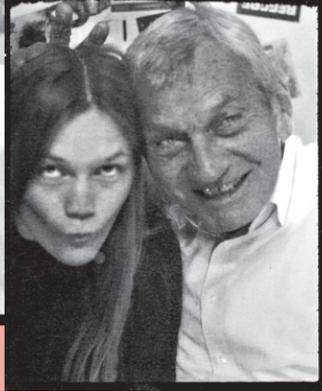
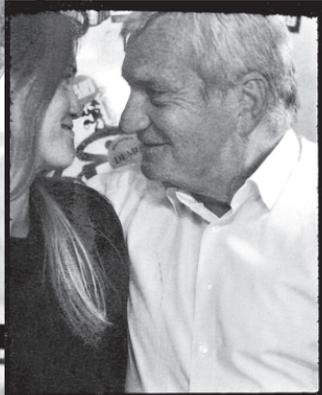
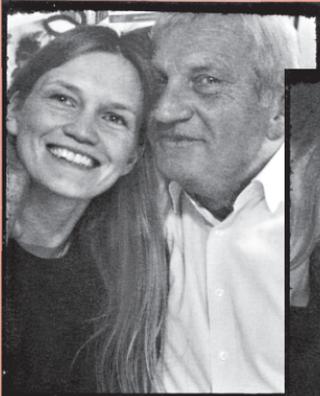


Mareike Nieberding

Ach, Papsa



• Wie mein Vater und ich •
wieder zueinanderfanden

suhrkamp nova

Mareike Nieberding

Ach, Papsa

Wie mein Vater und ich
wieder zueinanderfanden

Suhrkamp

Erste Auflage 2018
suhrkamp taschenbuch 4812
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: Mara Hellmann

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46812-8

Von: Mareike Nieberding

An: Papa

Re: Lebensfragen | Kinder

Wusstest Du schon immer, dass Du Kinder willst?

Ja.

Warum?

Weil Kinder für mich das logische Ergebnis einer auf ein ganzes Leben ausgerichteten Beziehung sind und weil ich finde, dass man ihnen eine Chance auf ein erfülltes Leben geben muss.

Inwiefern geht man mit dem Erstgeborenen anders um als mit dem zweiten oder dritten Kind?

Ich denke, dass man mehr Erwartungen und Hoffnungen hat.

Wie hat Deine eigene Erfahrung den Umgang mit mir beeinflusst?

Ich war als Kind und auch später einem übergriffigen Vater ausgeliefert. Übergriffig ist für mich jemand, der seine Mitmenschen einschränkt und ihnen Dinge aufzwingt, die sie selbst nicht wollen. Beides wollte ich meinen Kindern nie antun.

Warst Du bereit für Kinder?

Ja.

Hast Du die Verantwortung unterschätzt?

Das kann ich so nicht sagen, allerdings verhilft einem der Kinderwunsch zu einer gewissen Blauäugigkeit nach dem Motto: »Das kriegen wir schon hin!«

Fühlst Du Dich noch immer als das Kind Deiner Mutter?

Das Kind-Sein-Gefühl geht nie ganz weg. Allerdings wächst das Verantwortungsgefühl für die eigenen Eltern mit den Jahren und mit zunehmendem Alter meiner Mutter.

Wenn Du mit zwei Worten beschreiben müsstest, wie Du uns erzogen hast, welche wären das?

Großzügig und zu Selbständigkeit.

Ist ein Mensch schon wie er ist, wenn er oder sie auf die Welt kommt, oder werden Menschen von ihrer Umgebung zu dem gemacht, was sie sind?

Ich glaube, dass Veranlagung und Charakter schon sehr früh vorhanden sind, aber vor allen Dingen in ganz früher Jugend durch das Beispiel der Eltern beeinflusst werden können.

Welche Eigenschaften Deiner Eltern entdeckst Du in Dir?

Die latente Jähzornigkeit von meinem Vater als schlechte Eigenschaft und ein gewisses Phlegma von meiner Mutter. Auf der anderen Seite ein gutes Gefühl für Zahlen und wirtschaftliche Abläufe von meinem Vater und Empathie und Herzenswärme von meiner Mutter.

Welche Deiner und Mamas Eigenschaften entdeckst Du in mir?

Als gute Eigenschaften Offenheit und immerwährende Neugier, Zielstrebigkeit und Durchsetzungswillen. Sowie ein gro-

ßer Optimismus. Als schlechte Eigenschaften: Du regst Dich sehr schnell auf und lässt andere Meinungen ungern stehen.

Was erwartest Du von Deinen Kindern?

Dass Sie Ihren Weg gehen und die Familie als ganz wichtigen Teil des Lebens achten und respektieren.

Wann warst Du das letzte Mal von mir enttäuscht?

Als sowohl Du als auch Mama mich ziemlich brüsk abgekanzelt habt, weil ich irgendetwas gesagt habe, was ihr anders gesehen habt.

Wenn Du alles noch mal von vorne machen könntest – was würdest Du anders machen?

Ich glaube, ich würde nichts anders machen, weil ein Zusammenleben nicht wie ein Businessplan funktioniert, sondern von einer Situation zur nächsten lebt.

4

Im Radio läuft Katy Perry:

Are we crazy?

Living our lives through a lens

Trapped in our white-picket fence

Like ornaments

So comfortable, we live in a bubble, a bubble

So comfortable, we cannot see the trouble, trouble.

Die Welt bewegt sich in SUVs und Lastwagen. Der Tempomat steht bei 140. Auf der Autobahn muss man schon hartnäckig starren, bis mal ein Überholer zur Seite guckt und irritiert zurückglotzt. Fährt man mit dem Auto durch unser Dorf, drehen sich die Köpfe. Kein Vorbeifahrer bleibt unregistriert. Es sind ja nicht so viele. Auf der Autobahn ist rausgucken für mich an diesem Freitagmorgen auf der A1 in Richtung Freiburg einfacher, als reinzugucken, hinzugucken, zu Papa. Ihn da sitzen und fahren zu sehen wie schon so viele Mal vorher. Das Gute am Autofahren ist ja, dass man sich beim Reden nicht in die Augen schauen muss. Dass man ohne Entschuldigung stur geradeaus schauen kann.

Annäherung ohne Konfrontation.

Die erste Zigarette raucht er nach 82 Minuten Fahrzeit, um 6:44 Uhr. Es ist ungewohnt, so lange zusammen unterwegs

zu sein. Noch viereinhalb Stunden. Ich stelle Fragen, um die Stille zu füllen. So wie der Smalltalk zu Beginn eines Recherche-Termins, mit dem man den Interviewpartner und sich selbst warmquatscht und herausfindet, auf welcher Ebene man diesen Fremden jetzt zum Reden bekommt: über Humor oder Provokation oder Tiefschürfen.

Ein Interview ist immer auch ein Flirt. Egal, ob da ein Mann oder eine Frau sitzt. Es geht darum, dem anderen etwas zu entlocken, das er sonst noch niemandem erzählt hat. Das kann eine kleine Anekdote sein oder die große Lebensbeichte. Hauptsache, man hat mehr rausbekommen als die anderen. Mit Papa funktioniert das natürlich nicht. Dafür ist unser Kommunikationsverhalten viel zu belastet, war viel zu oft von anderen Menschen im Raum beherrscht.

Aber nun sind wir allein. Im Auto riecht es nach Zigaretten, Plastik und Papas Shampoo. Der Tag ist kaum angebrochen und wir rasseln durch seine Vergangenheit, durch sein Studium in Freiburg, seine Zeit in Münster und Hamburg. Ich bin ganz und gar im Interviewmodus:

Erinnerst du dich noch, wie du das erste Mal nach Freiburg gefahren bist?

Weißt du noch, wie du dich gefühlt hast, als du von zuhause ausgezogen bist?

Was hat Opa da gesagt?

Wie hat Oma da geguckt?

Und deine Geschwister?

Und die alten Freunde?

Wie habt ihr denn Kontakt gehalten damals?

Und wo hast du als Erstes gewohnt?

Wie hieß die Straße?

Was für ein Auto bist du gefahren?

Und wie oft warst du dann zuhause? Ach, nur zweimal im Semester. Krass. Ich denke: Und mir habt ihr das immer vorgeworfen, dass ich so selten zuhause war. Ich verhalte mich nicht wie eine interessierte Tochter, sondern wie eine Journalistin, die in kürzester Zeit die meisten Informationen aus dem Gegenüber herausholen will. Inklusive der Farbe seines ersten Autos (Weiß, es gehörte eigentlich Oma), der Dekoration in seiner Studentenbude (keine Poster an der Wand, nichts), der Musik, die er damals gehört hat (Supertramp, Queen, Uriah Heep, so was). Unser Gespräch ist wie der Berufsverkehr drum herum, es fließt, aber zwischendurch müssen wir auch mal scharf bremsen, weil ich zu schnell angefahren bin.

Die erste Pause machen wir bei Olpe, Nordrhein-Westfalen, ein Pott Kaffee und noch eine Zigarette für Papa. »Und, wie ist es, allein mit deinem Papsi unterwegs zu sein?«, fragt er. Ich schaue auf den Mülleimer vor uns, dort tänzelt eine Bachstelze, und mir fällt ein, dass das auf Plattdeutsch Wippsteert heißt, »Schön!«, sage ich und lächle verlegen, während ein Mann mit einem Bialetti-Kaffeekocher über den Parkplatz läuft, woraufhin ich anfangs von den Kaffeegewohnheiten des algerischen Vaters einer Freundin zu erzählen, der keine Reise ohne seinen Mokkatopf antritt. Ich lenke ab. Papa hat seinen Fahrerkaffee früher immer in einer grünen Vilsa-Glasflasche links neben seinem Sitz deponiert. Ich kann mich nicht erinnern, in unserem Haushalt je eine Thermoskanne gesehen zu haben. Das fällt mir noch ein, aber ich sage es nicht. Dann geht es weiter. Ich schlafe. Ich wache auf. »Na, gut geschlafen, mein Engelchen?« Hinter Frankfurt sitzen Flugzeuggucker auf einer Brücke über der Autobahn. Ich frage mich laut, warum. Er sagt: »Vielleicht haben

die Frauen sie hinausgejagt, weil sie putzen wollen.« Ich sage:
»Haha.«

Ich beobachte ihn. Seine Augen werden klein. Fahrerwechsel. »Ich bin wirklich nicht müde!« Widerwillig fährt er auf den nächsten Parkplatz und lässt mich ans Steuer. Ich fahre seit zwölf Jahren Auto, unfallfrei. Trotzdem erklärt er mir, wie der Tempomat funktioniert. Die Autobahn ist voll, andauernd muss ich abbremsern und den Tempomat wieder neu aktivieren. Er schaut mir auf die Finger. Ich fühle mich wie in der Fahrschule. Irgendwann schläft er ein. Kopf im Nacken, die Kissen, die ich ihm angeboten habe, hat er auf den Rücksitz geworfen. Tüdelkram. Später wird er mich loben, wie gut ich gefahren sei.

Früher, vielleicht sogar noch am Abend vor der Abreise auf dem Sofa bei Maybrit Illner, hätte ich mich als Frau von seinem Lob angegriffen gefühlt. Hätte mich über das Frau-am-Steuer-Ungeheuer-Stereotyp geärgert.

Die Zeit im Auto mit ihm stimmt mich milde. Die fragende, genervte, irritierte Tochterstirn glättet sich schon nach fünf gemeinsamen Stunden. Vielleicht ist in Beziehungen nicht nur das Reden wichtig, sondern auch das Sein.

Ich meine damit nicht das gemeinsame Schweigen, wie es immer über Partnerschaften oder Freundschaften heißt. Weil Schweigen eine Handlung ist und dem Wunsch entspringt, nichts sagen zu wollen. Das Sein ist nichts, was man aktiv entscheiden oder sich wünschen kann. Man ist einfach, und somit kann das Sein auch beim anderen nichts hinterlassen, außer dem wohligen Gefühl, nicht einsam zu sein.

Das zweiseitige Sein heißt, Zeit verstreichen zu lassen. Dafür muss man sich Zeit nehmen. So wie meine Mutter und ich uns jahrelang immer wieder ein paar Tage frei genommen

haben, um gemeinsam nach Wangerooze zu fahren. Vielleicht hat uns auf diesen Reisen nicht nur das Reden verbunden, wie ich es bisher dachte, sondern auch das einfache Sein: am Strand zu liegen, in einem Bett zu schlafen, hintereinander die von Hagebutten gesäumten Wege entlangzuflüpfen. Der Mensch ist nicht nur Sprache, er ist Gehen, Stehen, Laufen, Sitzen, Gucken, Kaufen, Essen, Trinken, Schlafen, Schnarchen, Innehalten, Entscheiden, Stirnkräuseln.

111 km vor Freiburg sagt Papa, ich solle hupen, so wie er früher, wenn er als Student mit seinem Mini Cooper Richtung Süden fuhr. Ich hupe nicht. Ich weiß auch nicht warum, vielleicht bin ich manchmal zu streng mit ihm, denke ich später. Wieso habe ich uns diesen kleinen Moment nicht gegönnt? Die zweite Pause machen wir drei Kilometer vor Achern. Wir tauschen zurück. Links ginge es nach Freudenstadt. Noch 88 km bis Freiburg. Stau.

Eigentlich ist Freiburg nur eine Station auf dem Weg ins Bärental, durch die Höllenschlucht, vorbei am Hirschsprung und am Titisee, den Feldberg hoch, aufs Berghaus. Das Berghaus ist ein alter Bergbauernhof, den Papas Studentenverbindung Hercynia unterhält. Eine katholische Verbindung, gegründet 1873, in der Zeit der badischen Religionskriege mit gelb-rot-lilafarbenem Wappen und den Prinzipien: amicitia, patria, religio, scientia, Freundschaft, Heimat, Religion, Wissenschaft. Das Berghaus ist neben der Insel Wangerooze mein erster Kindheitsurlaubserinnerungsort. Es war auch das erste gemeinsame Urlaubsziel meiner Eltern.

Damals holte mein Vater meine Mutter auf dem Weg in den Süden in Köln ab, in blauen Segelschuhen und einem blau karierten Sakko. Sie fand das albern. Segelschuhe trug

man damals auf dem Segelboot. Das Berghaus ist das Ziel unseres ersten Vater-Tochter-Wochenendes. Ob die Wärme, die das Anschauen der Vergangenheit erzeugt, das Jetzt ersticken wird, als würde man im Sommer unter eine zu dicke Decke kriechen? Werden die Erinnerungen von der Gegenwart Besitz ergreifen? Wird die Nostalgie die Sicht auf das Heute verstellen und uns um einen Neuanfang betrügen?

In einem meiner Uni-Seminare habe ich mich mit Erinnerungskultur beschäftigt und die Essays der Anthropologin Aleida Assmann gelesen. Vieles von dem Gelesenen und Gelernten ist mit der Zeit in meinem Gedächtnis verschüttgegangen. Aber einen Satz von Assmann habe ich nie vergessen, weil er mir damals nicht nur *Die Atemschaukel* von Herta Müller aufgeschlossen hat, sondern einen grundsätzlichen Umgang mit Geschichten und Geschichte, mit der eigenen, der der anderen und der gemeinsamen: »Der Akt des Erinnerns geschieht in der Zeit, die aktiv an dem Prozeß mitwirkt.«

Assmann meint damit: Indem das Erinnern retrospektiv verfährt, geht es »von der Gegenwart aus, und damit kommt es unweigerlich zu einer Verschiebung, Verformung, Entstellung, Umwertung, Erneuerung des Erinnerten zum Zeitpunkt seiner Rückrufung«. Das Erinnerte wird so fortlaufend neu perspektiviert. Das heißt, Erinnerungen hängen von dem Moment des Erinnerns ab. Und somit hängt die ganze Konstruktion der eigenen Persönlichkeit, die immer auf Erfahrungen basiert, von der Bewertung des Erlebten im Jetzt ab.

Das beweist auch das Schreiben dieses Buchs. Als ich entschied, ein Buch über meinen Vater und mich zu schreiben,

und anfang an einem Exposé zu arbeiten, zwang ich die vielen Szenen unserer Beziehung mit Gewalt aus der Verdrängung. Ich weinte viel. Ich trauerte, weil jede Erinnerung an ein gemeinsames Früher in einer Gegenwart passierte, in der mein Papa und ich uns schon so lange fremd waren. Das Erinnern tat weh, weil es die passenden Bilder zu einem in dem Moment empfundenen Verlust lieferte. Mit der Zeit hat sich meine Reaktion auf die Erinnerungen verändert. Sie schmerzen nicht mehr so, weil sie sich in diesem Text verselbständigen können.

Nach 629,9 Kilometern und knapp sieben Stunden Fahrt kommen wir in Freiburg an: Den Leberkäsemmel-Fleischer von damals gibt's nicht mehr. Wir wandern durch die Stadt wie zwei Schlafwandler, seltsam ziellos und still, wir sind schüchtern miteinander. Keiner will etwas falsch machen oder etwas Falsches sagen. Wir benehmen uns, als hätten wir uns gerade erst kennengelernt. Und irgendwie stimmt das ja auch. So wie wir jetzt sind, kennen wir uns wirklich kaum.

Wir essen eine »Lange Rote«, eine Bratwurst mit Kräutern, auf dem Markt am Münster. Für einen Freitagmittag ist viel los in der Stadt. »Müssen die nicht arbeiten?«, fragt Papa mehr sich selbst als mich. Wir reden über das schlechte Gewissen, das Arbeitsethos, mit dem wir beide groß geworden sind. Und den uns derselbe Mann eingepflichtet hat: Papa und ich hatten denselben Grundschullehrer, Herrn Bahnners. Herr Bahnners, ein großer, starker Mann mit schlohweißem Haar, war zeit seines Arbeitslebens bekannt für seine altertümlichen Erziehungsmethoden. Er war nicht nur besonders streng, er war auch gewalttätig. Nach den deutsch-russischen

Kindern in meiner Klasse, nach Alexander und Constantin, warf er mit einem dicken Schlüsselbund, wenn sie den Unterricht störten. Uns Mädchen klitzte er von hinten mit seiner Brille gegen den Kopf, wenn er uns tuscheln sah. Meinen Vater konnte er Mitte der Sechziger noch mit einem Rohrstock züchtigen. Mir blieb von ihm ein Eintrag in mein Poesiealbum. Am 7. März 1996 schrieb er: »Schaffen und Streben ist Gottes Gebot. Arbeit ist Leben, Nichtstun ist Tod!« Da war ich gerade achteinhalb. Papa und ich wuchsen also beide mit einem schlechten Gewissen auf, wenn wir vor dem Abend die Arbeit niederlegten, mehr als fünf Tage in den Urlaub fuhren oder auch nur Zeit für einen Kaffee in der Sonne hatten, für einen freien Freitag wie den heutigen in Freiburg. Papa setzt sich mittlerweile manchmal zwischen zwei Terminen in die Eisdiele, aber ein Dorf weiter, damit die Leute nicht erzählen, er habe nichts zu tun. Nach einer Viertelstunde will er weiter. Das Rumsitzen langweilt ihn.

Er zeigt mir das Hotel Oberkirchs Weinstuben, in dem seine Mutter und seine Oma 1977 abgestiegen sind, als sie ihn, den Jura-Studenten, das erste Mal besuchten, und erzählt, wie er dann »ein bisschen auf Heimweh gemacht« habe, damit »noch ein Fernseher dabei rausspringt«. Er lacht sein stummes Papa-Lachen, für das er den Hals lang macht, den Kopf auf die rechte Seite legt und den Blick auf seine Zahnücke freigibt.

Auf dem Weg zurück zum Auto laufen wir an seiner ehemaligen Uni vorbei. Die Brutalität der sechziger Jahre steckt diesem Gebäude genauso in den Knochen wie meinem Vater: »Hier haben wir früher die Ketten der Linken durchbrochen«, erzählt er stolz. Ich kenne die Geschichte schon. Als Jugendliche fand ich sie nicht besonders cool. Viel lieber hätte ich

einen dieser freiliebenden Hippies zum Vater gehabt, einen Kiffer oder wenigstens einen glühenden Willy-Brandt-Verehrer, der, wenn schon nicht auf der Straße, zumindest im Herzen ein Sozi war, auf jeden Fall keinen Streikbrecher. Aber mein Vater war kein Revoluzzer, jedenfalls nicht im politischen Sinne, er war ein junger Mann aus dem christdemokratischen Landkreis Vechta, in einer katholischen Studentenverbindung, von Hause aus konservativ und für heutige Verhältnisse »ziemlich verwöhnt«, wie er selbst sagt. Das Studentenleben meines Vaters hört sich in meinen Ohren an wie das, das Chuck Bass aus *Gossip Girl* geführt hätte, hätte er eine Uni besucht und nicht das väterliche Hotelgeschäft weitergeführt. Es gab Banketts, Bälle und Verbindungsfeste, Reden, Smokings und Silberbesteck. Die Studentenbude meines Vaters befand sich in einer alten Villa am Hang, mit Blick ins Tal und einem kleinen Turm für 300 Mark im Monat, exklusive der Verpflegung durch Frau Leib, die ihm täglich sagte, er solle doch nicht so den Berg hochrasen, sonst überfahre er eines Tages noch ihren Hund. Oder ihren Mann. Letzteren hatte ein Schlaganfall zum leichten Ziel gemacht. Seine Verbindung hatte das Haus 1911 einer eleganten Freiburger Frau abgekauft, die mit dem Geld ihre Auswanderung in die USA finanzieren wollte. Sie ging an Bord der Titanic.

Wie gut Papas Studentenleben in der Gelbgoldigkeit dieser süddeutschen Stadt gewesen sein muss, kann ich mir eigentlich erst jetzt, mit 29, richtig vorstellen und es auch als solches annehmen, ohne es zu klein, zu piefig, zu eng, zu langweilig zu finden. Wie mein Leben wohl verlaufen wäre, hätte ich keinen Studienplatz in Berlin bekommen? Wäre ich in eine mittelkleine deutsche Stadt wie Freiburg gezogen, ohne Coolnessdünkel und Hauptstadtarroganz? Ich fuhr in

meinen Studentensommern samstags erst zum Frühstück in ein überfülltes Café, um dann am Schlachtenseeufer im Dreck zu sitzen, genervt von den Zehlendorfer Jugendlichen mit der Boombox, um sonntags nach dem Flohmarkt zu irgendeinem Open Air Rave in einer Industriebrache jenseits des Rings zu radeln.

Mein Papa hievte dreißig Jahre vorher mit seinen Freunden am Wochenende Tisch und Stühle in die Dreisam, um Karten zu spielen, oder sie fuhren nach einer durchtränkten Nacht in seinem Mini Cooper über die schweizerische Grenze und begrüßten den Tag am Rheinflall in Schaffhausen, mit Sektgläsern auf dem Silbertablett.

Wo hätte ich Ende der Siebziger gestanden? Am Rheinflall, mit der geerbten Perlenkette, die in meinem Schmuckkästchen liegt? Oder in selbstgestricktem Pulli und Minirock mit einer Zigarette in der Hand an einer Druckmaschine, um Flugblätter zu vervielfältigen? Ich weiß es nicht. Heute ist es leicht, linksliberal zu sein. Es geht weder mit Aktion noch mit Widerstand einher. Politisch absolut ungefährlich.

Hätte ich mich damals getraut, mich gegen meine Eltern zu wenden und ihre Werte in Frage zu stellen? Sie als Bonzen oder Nazis oder Spießler oder Wasweißich zu beschimpfen und womöglich nicht mehr nach Hause kommen zu dürfen? Heimatlos zu werden für das große Ganze? Wie auch einige meiner Verwandten es damals gemacht haben?

Meine Mutter hat irgendwann einmal zu mir gesagt: »Wir waren damals viel zu brav. Wir waren so angepasst. Völlig unkritisch. Nicht so politisch wie ihr heute.« Das hat mich überrascht, weil meine Generation als unpolitisch gilt. Was meine Mutter an mir so politisch fand, war vermutlich das Widerworte-Geben. Dass ich schon als Jugendliche meine Eltern ge-

nötigt habe, sich zumindest in meiner Anwesenheit politisch korrekt auszudrücken. Ohne Sprechverbote, aber eben auch ohne alltägliche Diskriminierungen. Wenn jemand in meiner Familie von »Negerküssen« sprach, habe ich einen Aufstand gemacht. Als meine Mutter und mein Vater jung waren, war so eine Art von Aufstand bei Tisch nicht vorgesehen. Oder: schon wieder nicht mehr vorgesehen. Meine Eltern stammen aus einer seltsamen Zwischengeneration. Mitte bis Ende der Fünfziger geboren, waren sie zu jung, um Nachkriegskinder zu sein und auch zu jung, um 1968 gegen den Muff dieser Zeit zu rebellieren. Sie sind Kinder des Kalten Krieges, Kinder des Stillhaltens. Als sie jugendlich waren, wurde an ihrem Gymnasium, das als rot galt, zwar gekifft, aber aus der Jugendbewegung der 68er war da längst eine politische Bewegung geworden und aus Teilen davon wiederum eine Terrorvereinigung. Sie wuchsen mit den Schwarz-Weiß-Bildern der RAF-Toten auf, mit den Steckbriefen und Geiselnahmen im eigenen Land, was alles Linke für sie verdarb. Ich wuchs mit den Bildern von 9/11 auf, mit den in Aschestaub gehüllten Menschen, die um ihr Leben rannten, den brennenden Türmen.

Was unsere beiden Generationen vereint, ist ihre Zwischenzeitlichkeit. Ich war für die großen Bewegungen – in meinem Fall die Nachwendezeit, Techno – zu jung. Ich wurde erwachsen mit dem Terror, mit dem Wissen, dass die Welt im Ausnahmezustand ist, was vielleicht ein gewisses Stillhalten mit sich bringt. Meinen Eltern hingegen zeigte der Mauerfall, dass das Unmögliche möglich ist, im Positiven. Für sie war damit erst mal alles erreicht. Für die Revolution waren andere auf die Straße gegangen. Nun ging es wieder ums Weitermachen. Meiner Generation zeigt gerade Donald Trump, dass

das Unmögliche immer noch möglich ist, und zwar im Negativen. Und einfach so weitermachen ist für viele auf einmal keine Option mehr. Haben wir etwas aus dem Stillhalten unserer Eltern gelernt?

Der Tag blüht. Der blaue Dunst von Papas Zigaretten vermischt sich mit dem Rosa der Magnolienbäume. Wir verlassen Freiburg in Richtung Südschwarzwald. Berge. Ich weiß noch genau, wie fasziniert ich als norddeutsches Kind von den unbezwingbaren Felswänden der Höllenschlucht war. Die ganze Fahrt über hatte ich mich auf diesen Moment gefreut, das erste Mal mit dem Auto die Enge der Schlucht zu durchdringen. Als Belohnung thronte der Hirsch auf dem Sprung. Er thront dort noch immer. Die Berge beengen mich aber auch. Als ich in München gelebt habe, habe ich die Weite des Nordens vermisst. Den Horizont. Selbst auf der Spitze des Berges, ganz oben, kann man immer nur bis zum nächsten Gipfel sehen. Vielleicht ist das der größte Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschen, dass Berge und Täler den einen Geborgenheit stiften und die anderen begrenzen.

Wir sind da: Der Schotter knirscht unter den Reifen von Papas SUV, Tür auf, Tür zu, durchatmen, Kohlmeise, Amsel, Buchfink, Eichelhäher und Sperling schreien sich regelrecht an. Berghaus – sieht alles noch so aus wie früher. Den Querbalken vor den Toilettentüren ziert noch immer ein Spruch von Horaz: *Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet*. Lacht mir doch kein Winkel der Welt wie dieser. Nur die Wirtschafterin ist neu und der Schafstall leer, und ich muss beim Betreten des Gastraums auf einmal meinen Kopf einziehen.

Wir stellen unsere Koffer in Zimmer 10 ab, Eichenschrank, Eichensekretär, zwei zusammenstehende Einzelbetten aus

Eiche, Eichenstuhl, Eichenkommode, an den Wänden Zeichnungen aus dem Biologielehrbuch von Waldkresse, Wiesen-schaumkraut, Echtem Steinklee, Silberwurz, Nickendem Milch-stern und Frauenschuh. Ich nehme das Bett unter dem Frauenschuh. Papa das unter dem Echten Steinklee. Wir schauen uns um, dann schauen wir uns an. Und seit wir los-gefahren sind, schauen wir uns in diesem Moment eigentlich das erste Mal richtig in die Augen. Nach neun gemein-samen Stunden. Ich sage: »Dass wir beide hier noch mal zusammen hinkommen!« Ich nehme ihn in den Arm. Ich frage mich, warum ich überhaupt so enttäuscht von ihm bin.

Von: Mareike Nieberding
An: Papa
Re: Lebensfragen | Familie

Was bedeutet für Dich Familie?

Füreinander da sein, Verantwortung zu übernehmen.

Welche Rechte und Pflichten umfasst das?

Das Recht, etwas für Familienmitglieder zu entscheiden, endet mit der Volljährigkeit und beginnt wieder, wenn jemand nicht mehr für sich selbst entscheiden kann. Pflicht ist es, die Mitglieder zu fördern.

Was macht Menschen zu einer Familie?

Die Verwandtschaft und das Zusammenleben spielen eine große Rolle. Die Familiengeschichte und das Wissen um die eigene Herkunft tragen auch dazu bei, sich als Familie zu fühlen. Man ist eben auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Daraus erwächst der Wunsch, den Nachkommen etwas Gutes zu hinterlassen. Familie ist aber auch Einstellungssache. Familiensinn muss man vorleben, weil man Familie nicht auf eine kurze Zeitspanne begrenzen kann, sondern als Ergebnis von Generationen betrachten muss.

Wie weit reicht Familie?

Mein Familiensinn ist am stärksten für meine Eltern, meine Frau und meine Kinder ausgeprägt. Dann kommen die Geschwister. Die anderen sind Verwandte, die man mag oder nicht.

Kann man sich von seiner Familie trennen?

Ich glaube, man gehört einer Familie sein Leben lang an. Ob man sich trennen kann, kann ich nicht beurteilen.

Und wie hältst Du es mit Menschen, die neu dazukommen? Wie zum Beispiel Schwägerinnen oder Schwiegersöhnen.

Das ist eine Entwicklung. Schwiegerkinder sind nicht automatisch Mitglied im »engeren Zirkel«, können es aber werden.

Wann hattest Du das Gefühl, dass Mama und Du eine Familie geworden seid?

Als wir geheiratet haben. Das war der Beginn unserer kleinen Familie. Die Kinder sind Ziel und Komplettierung.

Können auch zwei Menschen eine Familie sein?

Ja.

Woran denkst Du, wenn Du den Namen Nieberding hörst?

Eine lange Reihe von Vorfahren und hoffentlich auch Nachfahren, die diesen Namen in Ehren halten.